

Robert Müller

TROPEN
DER MYTHOS DER REISE

Der Text folgt wort- und zeichengetreu der Erstausgabe, die 1915 im Hugo-Schmidt Verlag in München erschien. Es wurden lediglich offensichtliche Druckfehler korrigiert. Die zeitbedingte Auszeichnung fremdsprachlicher Wendungen wurde zurückgenommen. Gegenüber der 1. und 2. Auflage (Igel Verlag) wurden verbliebene offensichtliche Druckfehler bereinigt.

Müller, Robert:

Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller. Bd. 1. Hg. v. G. Helmes.

Tropen: Der Mythos der Reise. Urkunden eines deutschen Ingenieurs. Mit Nachwort hrsg. von Günter Helmes.

1. Auflage 1990 | 2. Auflage 1991 | 3. überarb. Auflage 2012

ISBN: 978-3-89621-617-1

© IGEL Verlag Literatur & Wissenschaft, Hamburg, 2012

Alle Rechte vorbehalten.

www.igelverlag.com

Printed in Germany

Igel Verlag Literatur & Wissenschaft ist ein Imprint der Diplomica Verlag GmbH

Herrmanstal 119 k, 22119 Hamburg

Printed in Germany

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diesen Titel in der Deutschen Nationalbibliografie.

Bibliografische Daten sind unter <http://dnb.d-nb.de> verfügbar.

Vorwort

Im Jahre 1907 war an der Grenze zwischen Brasilien und Venezuela im Quellgebiete des Rio Taquado ein Indianeraufstand ausgebrochen. Die europäischen und nordamerikanischen Reisenden, die sich innerhalb der Aufstandszone herumtrieben, waren Angriffen und Mißhandlungen ausgesetzt und konnten von den anrückenden venezolanischen Regierungstruppen mit knapper Mühe vor einem Massaker bewahrt werden. An der Spitze der Stämme, die sich gegen die immer merkbarer übergreifende Zivilisation auf den Kriegspfad begeben hatten, stand eine Priesterin namens Zaona. Sie hatte durch geheimnisvolle Weissagungen den Sieg der indianischen Sache verkündigt und die wilden Triebe der Urwaldnationen geweckt. Man hätte in San Franzisko, Kalifornien, wo ich mich damals aufhielt, wie überhaupt an den fortgeschrittenen Punkten der Welt von diesen Ereignissen, die in den genannten Landstrichen keine Ausnahme vom gewöhnlichen Jahresablauf darstellen, kaum Notiz genommen, wenn nicht der bedeutende Umfang der Erregung, gleichwie der Umstand, daß ihr weißhäutige Ausländer zum Opfer gefallen waren, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätten. Eine Expedition von sieben Nordamerikanern und drei Deutschen, die in der Absicht, eine sogenannte Freelandkolonie zu begründen, ausgezogen war und von den Regierungen der in Betracht kommenden Republiken militärischen Schutz erhalten hatte, war schließlich zusamt ihrer Bedeckungsmannschaft aufgerieben worden. Die Kolonisationspläne dieser kleinen Gesellschaft stammten von dem deutschen Ingenieur Hans Brandlberger, der mit amerikanischem Kapital den großzügigen Vorsatz verwirklichen wollte, fruchtbare Gebiete des inneren Südamerika, die heute noch von unendlichem Urwald überzogen sind, weißen Farmern zugänglich zu machen und auf kommunistischer Grundlage eine ideale Verwaltung der kultivierten Gebiete durchzuführen. Brandlberger hatte das Schicksal seiner Begleiter geteilt.

Die Zeitungen brachten das Ereignis in Extraausgaben mit großen roten Lettern. Zuerst las ich an dem Namen Brandlbergers, der als Führer genannt war, vorbei. Dann, als ich mit der Ungeheuerlichkeit der ausgiebig geschilderten Greuel vertraut war, fesselte die immerhin bemerkenswerte Tatsache mein Gemüt, daß ein Deutscher die großen und interessanten Pläne des von den Zeitungen ausführlich behandelten Freelandunternehmens ausgearbeitet hatte. Mein Gedächtnis beschwerte sich mit dem Namen Brandlbergers. Es war nicht eben ein heroischer oder auch nur charakteristischer Name, und kein blendendes Schicksal von Heldentum eines Forschers war in ihm vorgesehen. Er mochte häufig genug sein und klang eher nach behaglichem Lebensgeschmacke denn nach eifernder Tatenlust. Aber ich fühlte eine Verbindung zu diesem Namen. Hatte nicht einer meiner Schulkameraden ihn getragen? Mein Gedächtnis quälte sich wie über eine seiner bösesten Sünden. Ach nein, ich hatte niemals einen Träger dieses Namens gekannt! Was mich quälte, war der Bleistift, den ich soeben verlegt hatte und inzwischen mechanisch suchte. Ich suchte ihn über und unter dem Schreibtisch, ich durchstöberte den Papierkorb, ich schaute, im vorhinein hoffnungslos, ins Gestänge der Schreibmaschine; ich riß endlich die Schubladen auf, in denen sich die Manuskripte häuften – – da schoß mir, von dieser Bewegung zitiert, eine Erinnerung durch den Kopf, und ich verschmähte den Bleistift. Nach ein paar tastenden Griffen zwischen staubiges Papier hielt ich das umfangreiche maschingeschriebene Manuskript in Händen, das Hans Brandlberger mir vor langer Zeit persönlich übergeben hatte.

Dieser Vorgang spielte sich in den drei gut auf ihre Zwecke hin ausgestatteten Räumen ab, die sich Redaktion der „three worlds“ nannten. „Three worlds“, für die ich damals die Lektüre einlaufender Manuskripte besorgte, waren eine internationale Monatsschrift, die philanthropischen Zwecken gewidmet war und in Peking, Frisko und Berlin, das heißt in den bedeutendsten und meist gesprochenen Sprachen der Welt erschien. Sie veröffentlichten Arbeiten jeder schriftstellerischen Art auf allgemein verständlicher Grundlage. Ein kurzer Einblick in das Manuskript Hans Brandlbergers hatte dessen Unbrauchbarkeit für unsere Zwecke erwiesen. Der Gang der Erzählung wird durch langwierige Ausführungen unterbrochen und die Technik des Vortrages ergeht sich streckenweise in so ungeheuerlichen philosophischen Abschweifungen, daß es fraglich erscheint, ob

der Verfasser überhaupt je so etwas wie einen erzählenden Stil beabsichtigt habe. Aber dies war der ganze Grund nicht, aus dem „three worlds“ die Aufnahme und Veröffentlichung der Arbeit trotz aller aktuellen Beziehungen zurückwies. Der Herausgeber der Zeitschrift, ein hochstehender und vermöglicher protestantischer Missionsleiter, dem ich das Manuskript nunmehr nach eingehender Lektüre mit leidenschaftlicher Empfehlung übergab, wies es nach Einsicht in ein paar Stellen wegen inhaltlicher Bedenken zurück. Es widersprach in seinen Ideen und Beweisführungen den philanthropischen Grundsätzen der von ausbeuterischen Millionären geförderten Zeitschrift.

Ich habe mich nun, angestachelt vielleicht durch die Leichtfertigkeit, mit der von den Redaktionen dogmatische Einwände gegen oft wenig geprüfte Werke einer freien und unabhängigen Schöpfung geltend gemacht werden, entschlossen, das herrenlose Manuskript als Buch zu veröffentlichen. Ich bin mir vollständig darüber klar, daß ich durch diese Tat kaum die Literaturgeschichte, aber vielleicht die Geschichte der Menschheit um einen wertvollen Beitrag bereichere. Irgendwelche anderen künstlerischen Absichten, als scharf und umfassend zu beschreiben, treten darin nicht zutage, wie es von einem Manne, der naturwissenschaftliche und technische Studien betrieben hat, auch nicht anders zu erwarten ist. Wenn gleichwohl hier und da die Anstrengung deutlich wird, etwas zu schaffen, das ein Ergebnis von Kunst sein könnte, so möchte ich die Ermüdung des Verfassers im reinen Zeugenschaftablegen darauf zurückführen, daß es ihm mitunter wohl auch darum zu tun war, sein Erlebnis so gegenständlich und gegenwärtig als möglich zu verdeutlichen. Es war keineswegs ein klarer und in seinen Absichten ausgesprochener Mensch; dies geht aus seinen Schriften nur allzu deutlich hervor; er wollte vielleicht, während er Zeugenschaft ablegte, zu vieles zugleich, denn er besaß eine einzige Tugend: er war gründlich! So daß man seiner Arbeit zwar nicht die eines Kunstwerkes, aber immerhin die eines Dokumentes zuweisen kann.

Er legt Zeugnis ab von einem Typus, und dies ist selten genug. Hans Brandlberger war ein junger Mann vom Beginn des 20. Jahrhunderts, und er war durchaus so, wie alle jungen Leute dieser alten Zeit. Ich erinnere mich seiner persönlichen Erscheinung jetzt deutlich genug. Er war klein, schmal, aber kompakt in den Schultern, und trug in dem länglichen, blassen Gesichte ein ziemlich starkes Augenglas. Sein Haar war sehr blond und auf

der linken Seite gescheitelt. Über die rechte Wange lief ein zarter Mensurschmiß, und diese Narbe gab ihm jenes Charakteristikum, nach dem man ihn einschätzte. Er schien ein junger Durchschnittsdeutscher zu sein. Diesen Eindruck jedoch straft die Durchsicht seines Buches ein wenig Lügen. Er war mehr als einer jener jungen deutschen Männer mit Überzeugungen, Mangel an Taschengeld und mehr oder weniger Aussichten auf eine bürgerliche oder staatliche Laufbahn; er war aber auch vielleicht weniger. Er war ein Grübler. Er war als der Typus des beginnenden 20. Jahrhunderts vor dem großen Kriege ein Mann ohne eigentliche Begabung und ohne Charakter, ja, kaum ein Mann von Geist – – wenn man unter Geist die harmonische Mischung von Freiheit und Gebundenheit des Urteils versteht. Und um Geist zu haben, war er zu frei und zuviel Wühltier. Aber er besaß die gewisse geistige Energie, die dieses Jahrhundert in seinem Beginne auszeichnete. Er war tief – – das heißt kleinlich, bei starkem, ethischem Interesse amoralisch und in mehr als einem Sinne liberal. Er war stets ein wenig böse und gereizt gegen sich. Er war analytisch.

Um sich einen Halt gegen seine Fehler zu schaffen, war er ehrlich. Es ist vielleicht die gewöhnlichste und heute nicht mehr verzeihlichste Art, seine Schwäche zu beschönigen. Und schon, glaube ich sagen zu dürfen, ahnte er dies. Sein Verhältnis zu Jack Slim, dem Amerikaner, wurde ihm zum Problem. Er geriet so außerordentlich unter den Einfluß dieses Mannes, arbeitete sich so gründlich an dieser ihm ganz entgegengesetzten und darum seiner Sehnsucht kaum fremden Natur zu einer Art Nachfolgerschaft durch, daß es beinahe scheinen möchte, als sei sie eine freie Erfindung seines spekulativen Dranges, seines heftig monologisierenden Innenlebens. Ja, ich würde, von der Lektüre seines Manuskriptes scharf, argwöhnisch und kombinationslustig gemacht, nicht anstehen, eine solche Behauptung einfach aufzustellen und aus gewissen Stellen zu belegen, wenn nicht Jack Slim eine historische Figur gewesen wäre, von der die meisten unter uns erfahren und sich ein Urteil gebildet haben.

Man weiß ja, wer Jack Slim war; der seltsamste Mensch vielleicht, der seit Cagliostro Europa zum Aufhorchen oder Lächeln veranlaßt hat. Er war berüchtigt durch seine politische Exzentrizität, seine unmöglichen Prophezeiungen über die Entwicklung des menschlichen Geschlechtes und seine theosophischen Bestrebungen. Er hatte Verbindungen an allen Ecken der Welt, war ein Freund Tolstojs, kannte als Student Gauguin, saß in Wiener

Kaffeehäusern an der Tafelrunde Altenbergs und beriet den deutschen Kaiser. Man weiß heute, daß er es war, der Kaiser Wilhelm II. beim Ausbruch des Burenkrieges zur Abgabe jener drohenden Depesche gegen E. veranlaßte. Er war aus irgendeiner seiner vielen Paradoxien her ein politischer Gegner der Engländer; vielleicht auch nur darum, weil seine orientalische Herkunft, die sich gern mit Indien identifizierte, mächtiger war, als bekannt ist. Denn es ist in der Tat so ziemlich nachgewiesen, woher Slim, der Amerikaner, eigentlich kam. Sein Großvater, Selim Bukabra, ein Araber aus dem Hedjas, war gerade zur Zeit, als der preußische Hauptmann Helmut Moltke in türkischen Diensten weilte, Offizier des Sultans gewesen. Er war einer der intelligentesten und fähigsten Soldaten der Reorganisationsperiode und schloß sich dem Preußen in Freundschaft an, als dieser in seinen ursprünglichen Dienst zurückkehrte. Er heiratete eine deutsche Offizierstochter und begab sich später mit ihr nach Nordamerika, wo er sich in der Marine eine Laufbahn zu schaffen wußte. Er trug hier seinen verkürzten verstümmelten Vornamen als Familiennamen. Sein Sohn Jack, in der Kriegsmarine der Union erzogen, trat später in die Handelsmarine über und verlegte den Schwerpunkt seiner Tätigkeit nach Peru. Dies ist der Vater des historischen Jack Slim. Die Herkunft von Jack Slims Mutter war in jeder Beziehung dunkel. Man hat über sie nie etwas anderes in Erfahrung bringen können, als daß sie, ungebildet, aus der Hefe des eingeborenen Volkes stammte und niemals mit Jack Slim dem Älteren verheiratet war. Der junge Jack wurde gleich seinem Vater auf einem U. S. A. Schulschiff erzogen und ging später in die Welt hinaus.

Seine Vorliebe für das deutsche Volk ist bekannt. Alle seine politischen Projekte beschäftigen sich mit der Zukunft des Deutschtums. Er hatte drei Ideen, die er immer wieder vertrat. Er befürwortete die Gründung eines großen deutschen Kolonialreiches in dem noch unerforschten Arabien. Er, der nächst Palgrave der größte Arabienreisende gewesen ist, pflegte zu beteuern, daß Arabien reichlich so vielversprechend sei wie Kanada oder Sibirien; und daß die deutsche Nation hier ein Kulturwerk schaffen könnte, das selbst Indien hinter sich lassen würde. Seine zweite Idee hängt mit den mystischen Neigungen seines Temperaments zusammen. Er war Katholik und wußte sogar auf den deutschen Kaiser eine Zeitlang einen starken Einfluß in dieser Richtung geltend zu machen; Katholizismus und Weltmannstum schienen ihm identisch. Seine Broschüre über die Zukunft des österreichi-

schen Staates gipfelte in der Aufforderung, dem Papsttum dadurch seine Unzukömmlichkeit für die nördlicheren Nationen, Deutsche und Slawen, zu nehmen, daß man seinen Sitz in eine österreichische Provinz, nach Steiermark oder Tirol, verlegte. Er erhoffte sich von dieser staatsmännischen Tat eine vollständige Umwälzung der geistigen Richtung; worauf es nach seiner Meinung in dem vom Liberalismus zersetzten Österreich ankam. Im Zusammenhang damit mochte seine Idee über die Schöpfung eines jüdischen Reiches am Schwarzen Meere stehen. Es war als Reservoir für das die übrige Welt mit auflösenden Tendenzen speisende jüdische Volk und als Pufferstaat gegen die asiatischen Gebilde der Zukunft im Tibet und in Kaukasien gedacht. Vielleicht war hier übrigens nicht nur die Sympathie für den reinen Typus des Westariers, sondern auch jene für das semitische Element, von dem er einen guten Teil in sich trug, ausschlaggebend. Solchen Einflüssen entzieht sich auch der freieste Geist nur schwer. Und Slim wollte sich ihnen gar nicht entziehen: er sah in ihnen im Gegenteil die Werte für jede Kulturbildung. Es geschieht das Eigentümliche, daß wir hier einen Mann, dessen geistige Erfahrung, Blutzusammensetzung und Bildung ihn zu einem Nihilisten bestimmen, als konservativen Typus wirken sehen. Es ist, als ob die Natur in ihm nach Kämpfen, Mischungen und Versetzungen einen wirklich reifen Typus hätte schaffen wollen.

Immer wieder hat es Männer, die dieses interessante Leben verfolgten, beschäftigt, warum trotz alledem Slims Pläne, die eine Welt hätten neu aufbauen können, scheiterten. Nichts von seinen Ideen ist bis heute verwirklicht; vielleicht nicht einmal er selbst. Nun, nachdem ich das Manuskript des deutschen Ingenieurs gelesen habe, glaube ich es zu wissen. Er war zu langschriftig; er ließ die allgemeine und naturgemäße Entwicklung nie an sich herankommen; die Folge davon war, daß Menschen, die weniger begabt waren als er und ihm nicht folgen konnten, es im allgemeinen weiter brachten. Was sich niemand bei seinem Anblicke, der einen sachlichen, lebhaften und waghalsigen Blutmenschen enthüllte, hätte einfallen lassen, wird aus einer Bemerkung deutlich, die er über sich selbst dem Ingenieur gegenüber fällt: er war ein durchaus theoretischer Mensch, für den auch die höchste und brutalste Aktivität nur ein geistiges Entwicklungssymbol war. In dieser Offenbarung über einen historischen Menschen, der uns alle durch sein reiches und groteskes Leben beschäftigt hat, suche ich den Wert des vorliegenden Buches, das ein alltägliches und unrühmliches Ende erzählt.

Es ist kein Zweifel, daß der Jack Slim des Buches und jener Jack Slim eine Person sind. Wenn ich ganz ehrlich bin, muß ich gestehen, daß diese Überraschung der letzte und wirksamste Grund zur Veröffentlichung des vorliegenden mangelhaften Manuskriptes geworden ist. Slim wurde das Opfer einer Eifersucht. Man denke sich drei weiße Männer, die mit der Glut der Tropen im Blute um eine Indianerin werben – da fällt mir ein, sie hieß Zana. Ob die Trägerin dieses Namens mit jener Priesterin Zaona identisch ist, die Jahre nach den Geschehnissen, die hier erzählt sind, den großen Indianeraufstand entfesselte, war nicht zu erweisen. Vielleicht war sie es wirklich, dann lag nur eine individuelle Lautauffassung ihres Namens vor. Und dann hätten wir wieder einen der seltsamen Züge über die Beziehungen der Menschen in der Wirklichkeit vor uns, einen jener Züge, an denen dieses geheimnisvolle Buch so reich ist.

Und geheimnisvoll ist es, dieses Buch. Es vermeidet die Aussprache von gewissen tiefen und bösen Dingen und verhütet so, daß sie zu moralistischen Dingen werden. Es hat ersichtlich das Bestreben, ehrlich zu sein, und ist darum ersichtlich unaufrichtig und indirekt. Die Absicht des Verfassers, die Brutalität des Tiefsten der Ergänzung statt der Erzählung zu überlassen, scheint sein leitender Gedanke und seine heikelste Scham gewesen zu sein. Wie also Slim und der Holländer starben – ich erwarte da mit dem Verfasser vieles von dem Verständnis und dem Takt der Leser.

Dies nun ist die Geschichte eines deutschen Ingenieurs.

I

Mädchen und Frauen aller Länder und Rassen habe ich gesehen, farbige Schönheiten von verschiedenstem Reiz, aber die übernatürliche seltsame Wirkung, die von Zana ausging, habe ich nie mehr erfahren. Und doch war Zana nur eine armselige Indianerin und urwüchsig vom kostbaren Gürtel, der ihre sonst nackten Lenden umgab, bis zu den kräftigen Fingerspitzen, die mitleidlos in die Wunden von Männern greifen mochten.

Dann war da jener Mensch, Slim, der Amerikaner. Er besaß Mut und doch Gewissen, und war wie der unzeitgemäße Mensch einer mittelalterlichen Abenteuerlust, ein verspäteter Nachkomme eines Konquistadorengeschlechtes, kühl und hitzig, baumlang, stark und furchterregend. Von seinem Vater, einem amerikanischen Seemann, hatte er die Vernunft und Willenskraft des Nordens, von seiner farbigen Mutter die Launen des Blutes geerbt. Diese eigentümliche Zusammenstellung in Slims Begabung machten ihn zu einer charakteristischen Persönlichkeit jener mittel- und südamerikanischen Zone, die noch heute den Sammelplatz für brutale Herrennaturen und Flibustiertypen darstellt.

Das Jahr 19.. fand mich in Curaçao, wohin mich eine technische Mission für die Vereinigten Staaten des Nordens verschlagen hatte. Man hatte mich schon im vorhinein mit den Abenteuern und den ausgefallenen Situationen jener Halbzivilisation vertraut gemacht, und begierig harnte ich kommender Dinge. Da lernte ich einen Holländer namens Van den Dusen kennen. Er war ursprünglich Offizier der Kolonialtruppe auf Java, dann Kaufmann von Beruf, mit jener gar nicht unmodernen Beimischung von Lanzknechtum, das in fremdem Dienste seine Energie und Erfindungsgabe an die verwegsten Aufgaben wagt. Er führte auch diesmal eine ganze Liste von Unternehmungen im Kopfe, die er mir nicht vorenthielt und mit denen seiner Meinung nach Sensationen und Reichtümer bis ans Lebensende zu gewinnen waren.

Ich verhielt mich zweifelnd. Er war nahezu beleidigt, er nannte, er rückte mit Vorschlägen heraus. „Zwei Jahre sind es her“, sagte er nachrechnend, „und ich war damals in Cartagena. Da hatte ich mit einem Manne namens

Slim zu tun. Er schleppte den unerhörtesten Gedanken mit sich herum, mit dem ich jemals Bekanntschaft machte. Alles, was man zu tun hatte, war, verstehen Sie mich recht, war wörtlich, das Gold dort wegzunehmen, wo es lag – Millionen Goldes, sage ich Ihnen!“

„Schön“, sagte ich, „und warum geht er nicht hin und nimmt es weg, wie Sie sagen – –?“

„Ja“, antwortete der Holländer, aus seiner Begeisterung plötzlich in eine fremde kühle Logik verfallend, und mußte, als Kenner, diese Möglichkeit nun plötzlich ein für allemal durch ein Achselzucken ablehnen, „er selber kann’s nicht schleppen, und die Geschichte flüssig machen, das kostet Geld, Geld, – und er hat schlecht gespielt in den letzten Zeiten“, setzte er bedauernd hinzu.

„Hm. Tja, und wo soll denn dieses Gold liegen“, frug ich mit nur halbem Interesse. Soviel wußte ich schon, die Schatzlegenden waren in Südamerika und in jener Weltgegend so zahlreich wie die Moskitos.

Der Flämische machte ein schlaues Gesicht und sah mich belustigt an: „Geheimnis!“ warf er hin. Wir ließen das Thema fallen.

Vierzehn Tage später bekam ich Slim zu Gesicht. Auf einem holländischen Postdampfer kam er an. Van den Dusen begrüßte ihn vertraulich und frug nach dem Stand seiner Geschäfte, mit bedeutungsvoll gehobener Stimme. Nun, Slim schien nicht gerade angeregt. Es war mir aufgefallen, daß er alle Menschen, die ihn, eine pittoreske Erscheinung selbst nach romantischen Begriffen, einen Augenblick lang ihrer Neugier für würdig hielten, finster betrachtete. Und da kam’s auch schon heraus. Er sei, so sagte er, von Spionen umgeben und jede freie Aktion sei ihm dergestalt verwehrt. Ich sah jene aufdringlichen Fremden unter seinem Blicke schüchtern werden, sie gingen verwirrt weiter, und kein einziger hat es mehr gewagt, sich umzudrehen. Das geierhafte Gesicht mit den stechenden schwarzen Augen wurde mir interessant. Er war entweder ein Spitzbube oder ein lebensstüchtiger, durchaus eindeutiger Mann, der wußte, was er wollte, und in aller Preisgabe seiner selbst noch ein einsamer Tuer blieb. Die Notizen, die er, mehr unterrichtend als erzählend, von der Geschichte des Schatzes gab, flüssig und präzise und anerkennenswert disponiert, brachten mich ihm zum ersten Male näher und gaben für die sympathische Alternative meiner unentschlossenen Freundschaft den Ausschlag.

Auf einer seiner vielen Irrfahrten hatte er während einer kolumbianischen Revolution einem indianischen Soldaten, der von irgendwoher aus dem Innern kam und gewaltsam den friedlichen Hütten seines Stammes entrissen worden war, das Leben gerettet. Unter den freibeuterischen Zufallsarmeen befehligter südamerikanischer Parteigeneräle befinden sich genug solcher Individuen, die sich erst weigern, durch die Peitsche, vielleicht auch durch Todesdrohungen zum Dienst gezwungen werden und später von selbst mitlaufen, weil sie wissen, daß sie am nächsten Baume gehenkt werden, wenn ihr unbürgerlicher Beruf sie einmal irgendwo allein in einer Ansiedlung oder unter dem allzeit unruhigen Mob einer feindlichen Stadt verrät. Aus Dankbarkeit gab der braune Bursche, der seinem Schicksal später doch nicht entging, seinem Offizier einen kuriosen Scheck auf das Glück, eine gebackene Sandmasse, eine Art Ziegel, auf der eine Menge indianischer Buchstaben geheimnisvoll durcheinandertanzten. Die Geschichte, die er dazu erzählte, klang gefabelt, aber Slim schwor, daß er schon Ärgeres in seinem Leben bestätigt gefunden habe. Die Hieroglyphen waren seiner Aussage nach das Faksimile einer Inschrift, die ein Felsen im Innern Gujanas trug. Ein Wasserfall zerschellte dort am aufragenden Steinklotze und die tosenden Wasser schossen in winkelig zueinanderstehenden Silberbändern in ein braun lasiertes Becken zwischen dichtestem Urwald hinab. Hinter dem unaufhörlich rollenden Silberfilm aber lagen gehäuft die Schätze einer Karawane, deren weiße Begleiter die indianischen Pfadfinder und Arbeiter, nachdem sie überflüssig geworden waren, an dieser Stelle vor Jahrhunderten dem Schwerte preisgegeben hatten und schließlich der Blutrache des überlebenden Stammes, dem auch jener kolumbianische Söldling später entsproß, bis auf den letzten Mann erlegen waren.

Slim, dessen Pathos mich fortzureißen begann, erzählte, daß zwei fruchtlose Versuche, das Lokale des Schatzes zu finden, hinter ihm lägen. Eine Schwierigkeit bestand in der Entdeckung jenes Stammes, dessen Mediziner und Priester das Geheimnis noch heute hüten mußten.

Die Geschichte des Felsens mit den Meißelzeichen klang nicht unannehmbar. Allenthalben ragten die primitiven Denkmäler indianischer Raufereien, Duelle und mysteriöser politischer Stammesereignisse an Flüssen und bewohnbaren Oasen im Djungle des inneren Südamerika auf. Mochte ich auch dem Ausgange und der Erfüllung des letzten Zweckes einer solchen Expedition zweifelnd gegenüberstehen, so hatte meine Unternehmungslust

doch einen Antrieb erhalten, ich wurde nervös, schien ungesättigt, mein Gehirn kam ins Spekulieren, und die Kaffeehäuser der venezolanischen Provinzstädte, in denen wir uns jetzt zu dritt herumtrieben, wurden mir bald die lästigsten Gefängnisse der Welt. Eines Tages aber begannen wir zu rüsten, mein Tätigkeitsdrang erhielt ein Feld, es dauerte einen Monat, und da ward es plötzlich stille um uns, unheimlich stille, der Urwald schlug über uns zusammen und die Welt der Maschinen und der Konversation da hinten blieb ein Traum unserer hartnäckig arbeitenden Phantasie, die einen Strom von Gold in jene Kulturen zurückführte.

II

Wir befanden uns in diesen Tagen auf den braunen klein gewellten Wassern des Rio Taquado. Vier Indianer, geübte Flußleute und Pfadfinder durch den Djungle, ruderten uns in zwei Booten. Die Breite des Wassers, das saumseilig gegen unseren stromaufwärts gekehrten Kiel spülte, war nirgends bestimmt festzustellen. Lagunen fielen ins Land und fingen im braunglasigen Spiegel die träge dampfende Ruhe eines schweigenden Urwalds, den kilometerlange Systeme von Schlinggewächsen zu einem einzigen quirligen Laubfilz zusammenspannen. Inseln und Halbinseln krochen vor und trugen sichtbar die Knoten verschlungener Riesenpflanzen und Bäume, sie stellten eine gefährvolle Barre dar und zwangen uns zur Steuerung in Mäandern. Wenn wir aber vorbei waren und die Wellen unserer flinken Kähne sie erreichten, begann, was massiv geschienen hatte, zu schaukeln. Schleimige, schwarz glänzende Bildungen tauchten auf und nieder, wurmartige Äste, die im klaren Wasser wie Spieße gedroht hatten, begannen rhythmisch zu bändern und zuckend zu greifen. Der Flußlauf war eine aufgereichte, in weiten Schlingen sich schlängelnde Schnur von kleineren und größeren Seen, ein ununterbrochenes Szenarium von Buchten. Bald verflachten sie zu morastigen Untiefen, aus denen die herzblattförmigen Stechruder Blasen und lehmige Wirbel auflöffelten, bald zwängten sie sich zu laubüberschatteten Tunnels, in denen das Wasser stillzustehen schien, schwarz, ungesund und fettig, wie es uns da fühlbar trug. Denn das war das Erregende an solchen Stellen, daß sie plötzlich das eigene Schwergewicht ins Bewußtsein riefen.

Man empfand den zähen breiten Widerstand der brodemhaften Wassermassen gegen die Bootswände. Während im harmlosen Gleiten des Fahrzeugs die Wasserfläche das Letzte und Sicherste schien wie die Oberfläche der festen Erde, entstand hier die Beobachtung einer im Mittel schwebenden Situation; das gewohnte Gefühl, am äußersten Grunde aller Dinge zu sein, das man gegenüber dem unendlichen All des Himmels auch noch auf den höchsten Bergen in sich weiß, dieses Gefühl fehlte hier; es war ein Schweben über unreiner Tiefe, und eine Distanz, die nur nach der einen Seite gewohnt war, stellte sich nun nach einer zweiten hin ein.

An seichten Stellen schwammen warzige Eidechsen und Alligatorenfamilien, ineinander verschränkt, von ferne karstigen Klippen ähnelnd. Der Schlag der Ruder versprengte sie wimmelnd ins kreiselnde Wasser, Perlen schossen aus Luftminen auf und setzten sich zu weißen und rosigen Schaumaugen an. Zur Rechten und Linken, vorne und hinten hielt der Wald sein Schweigen, nur das Tropfen reifer Früchte und der drahtige Klang vom Fallen knusperiger abgestorbener Zweige störte das Brüten. Wo ein Ende schien, öffnete sich plötzlich die graue Laubwand auf lautlose Zauberformel hin, glitt im Vorschießen des Kahns täuschend wie Vorhänge zurück und gab ein neues Stück der Flußlandschaft blendend frei. Im Rücken schlugen die Ufer wie für immer zusammen, böse, erregt, anders, als wir sie fanden, verstört über die unheimliche Kraft: Mensch, die hier ihre gewohnte Glätte in schauernde Vibrationen und alpschwer empfundene Störungen ihres Traumes brachte ...

Halt; was war das? Einen Augenblick lang rafften sich die eingeschläferen Geisteskräfte auf, die Lethargie platzte wie eine der Fruchtkapseln im brütendstillen Walde, sechs Sekunden lang fühlte ich mich so frisch und hell, als ginge ich auf dem Sonntagspflaster einer hübschen mitteleuropäischen Stadt und dächte einen unbekanntem Gedanken. Ich hatte eine blitzartige vorüberhuschende Erkenntnis, eine Erinnerung wollte sich formen, ein paar Vorstellungen liefen vage zu einem Urteil zusammen ... und da wurde das weiße Licht des Tages grau vor Weiße, es türmte sich zu einer sinnlichen Mauer von Widerstand, an der das Denken zerbrach. Ich nahm mich in Zucht, quälte mich zu einer höchsten Verengung zusammen, aber die graue Masse meiner Gedanken, die sich der Monotonie der Außenwelt angeglichen zu haben schien, rührte sich nicht. Meine Spannung wurde weich, sie löste sich wieder in jene einförmige dicke Empfindung auf, in ein

üppiges Dahinsein, eine gierige Benommenheit. Aber die Wollust der Öde war durch ein lauernes Interesse getrübt. Ich konnte unter diesen Verhältnissen die angemessene Lebensfreude nicht mehr zurückgewinnen, inmitten des süßen Stumpfsinns quälte eine Plumpheit, ein Rest, eine unbequeme Originalität, am Grunde meines Bewußtseins hing ein Ballast und machte Schwierigkeiten. Der Gedanke, der meinen entwöhnten Kräften entglitt, bevor er unter dieser sengenden Hitze reif ward, er kam wieder, er machte sich lästig: plötzlich summten mir die Ohren von ihm, als hätte ihn einer ausgesprochen. Der Gedanke war: All dies hatte ich schon einmal erlebt. Diese milden müden Wasser hatten um mich gespült. Dieses scheinhafte Licht, diese Süße, diese Laune, dieses Dämmern im Unausgesprochenen war nicht neu, es traf auf Erinnerung im Menschen, es war eine – Wiederholung. Wo aber, wo hatte ich diesen Zustand der Tropen, diese Szene willenlosen Wachsens durchgemacht, wo, wo?

Es war heiß, ha, heiß, und der Fluß mochte vielleicht eben den Äquator schneiden; diese lächerliche Versicherung, lächerlich, weil ich sie mir geben mußte, durfte ich mir geben: daß ich hier noch nicht gewesen bin. Aber nun beginne ich zu zweifeln, ich lache dabei innerlich, aber ich beginne regelrecht zu zweifeln. Ob ich mich nicht vielleicht doch irre? Es ist mir nun einfach unmöglich, zu verzichten. Ich kann meinem Extragedanken nicht unrecht geben, ich bin bereits einmal unter sengenden brütenden lichtbeflissenen Umständen dagewesen. Dagewesen ... hm. Ich habe eine heftige aber umrißlose Erinnerung. Ja, ich bin hier Bürger, hier stehe ich und falle ich, ich brauche mir vom Bewußtsein nichts vorschreiben lassen. Donnerwetter, wie ist das nun, wenn, sagen wir, jemand verrückt ist? Ich bin ein wenig gelähmt vor Schreck, ich rühre mich nicht, um nicht an den drohenden Wahnsinn zu stoßen, es ist in diesem Augenblicke alles ungewiß und vielleicht bin ich gar nicht vorhanden. Vielleicht bin ich nur eine von den Flechten, die hier merkwürdig im Wasser rotieren, eine mit einem Gehirn, mit einem kranken bösen Gehirn ... Aber gleichzeitig reckt sich eine Art Schadenfreude in mir, hehe, ich bin tralalla, tralalla – – ffst – peinlich genug, ich glaube, nun habe ich wirklich gesungen, so geflötet à la süße Ophelia, hm, hm, hm, hm, – – eine sachte, aufrichtige Freude beherrscht mich. Ist es nicht unglaublich ... und ich bin doch dagewesen. Dagewesen, dagewesen – ich möchte es singen, ich möchte es kauen und essen vor Vergnügen. Dies alles sollte ich nicht kennen, diesen trägen Laß der Wasserpflanzen, die schwim-